

Leib und Geschlechtsleib in phänomenologischer Erkundung

PD Dr. Ute Gahlings

Vortrag auf der Tagung „Berühren und Berührt Werden“

Österreichischer Arbeitskreis für Gestalttherapie und Gruppendynamik

25. – 26. Januar 2019 in Graz

Gliederung:

Einführung

Der Tastsinn – ein biologisches Supersystem

Körper und Leib: blinde Flecken der Philosophie

Berühren und Berührt Werden: eine Klassifikation leiblicher Berührungsmodi

Subjektivität und leibliche Lotung

Geschlechtskörper, Geschlechtsleib, Geschlechtsidentität

Kritik der Lebensformen

Konsequenzen

Einführung

In ihrem Buch „Die berührungslose Gesellschaft“¹ analysiert Elisabeth von Thadden eine öffentliche Reklametafel, auf der eine duschende Frau abgebildet ist, die von einem schemenhaften Phantasiegebilde aus weißem Seifenschaum innig umarmt wird. Der Sinn dieses Seifenwesens, das sich gänzlich androgyn einer geschlechtlichen Zuordnung entzieht, wird mit den Worten ‚Um Ihre Haut in Schutz zu nehmen!‘ kolportiert. Für die Autorin ist diese Werbung eine Momentaufnahme unserer Gesellschaft: In dem Dilemma, Schutz vor Verletzung des Körpers und zugleich zärtliche Zuwendung zu brauchen, ist der Seifenschaum, in den man sich selbst hüllt, eine sichere Lösung.² Und tatsächlich wird heutzutage schon für Kinder ein Duschschaum beworben, der eine verblüffende Materialität aufweist: Er ist dicht, geradezu fest und schmiegt sich spürbar haftend an die Haut.

Die Ambivalenzen scheinen unbestreitbar: Im Horizont einer immensen kulturellen Errungenschaft, nämlich des modernen Rechts und Versprechens auf körperliche Unversehrtheit, erfährt der Mensch ein Defizit an zwischenmenschlicher Nähe und damit möglicherweise einen Selbstverlust. Es ist mittlerweile gut belegt, dass dort, wo früher erzwungene Nähe herrschte, heute die selbstbestimmte, meist sogar unfreiwillige Einsamkeit einen erheblichen Leidensfaktor darstellt. Auch tritt durch digitalisierte Sozialwelten der direkte Kontakt zwischen den Menschen zurück. Doch sind wir wirklich unterwegs zu einer ‚berührungslosen‘ Gesellschaft? Als Phänomenologin würde ich mich darauf nicht versteifen und den Menschen vielmehr wesentlich als **homo hapticus** ausweisen. Selbst wenn unsere Berührungsakte einige Veränderungen durchlaufen, negative und positive, ist es gar nicht möglich, unberührt bzw. berührungslos zu leben, das gehört schlicht zum Widerfahrnischarakter leiblicher Existenz.

Will man dann noch gesund und glücklich leben, ist körperliche Nähe in jedem Lebensalter unabdingbar. Dieses Wissen, das inzwischen auf harten neurobiologischen Fakten beruht, hat das philosophische Verständnis von Intersubjektivität bestätigt – und den Alltag längst erreicht. Das Bedürfnis nach Berührung wird in den lukrativen Körperindustrien, in Wellnessoasen, bei Kuschelpartys und Tantrakursen ebenso bedient wie auf dem Sexmarkt und bei Elternkursen für Babymassagen; es findet Niederschlag in Free Hugs und Eye Contact Aktionen oder im Zuwachs von Haustierhaltung, es wird verkaufsfördernd im Umgang mit Kunden eingesetzt und ist in der medizinischen, therapeutischen und pflegerischen Arbeit bekannt. Die Chancen stehen also gar nicht so schlecht, dass wir in Berührung bleiben.

¹ Thadden 2018

² Vgl. Thadden 2018, S. 9f.

Der Tastsinn – ein biologisches Supersystem

Eindrucksvolle Fakten zur Wirkung des Tastsinns u.a. auf unser Denken, Fühlen und Handeln liefert das Haptik-Labor an der Universität Leipzig. Dort werden neue Messverfahren und körperorientierte Therapieansätze entwickelt, aber auch Fragen des Haptic Designs für die Industrie beantwortet. In naturwissenschaftlicher Perspektive präsentiert sich der Tastsinn als ein biologisches Supersystem, das sich vor allen anderen Sinnen schon wenige Wochen nach der Befruchtung herausbildet. Wir wissen heute, „dass jede Zelle in der Lage ist, physikalische Veränderungen der eigenen Oberfläche zu registrieren und sich in gewissen Grenzen durch Eigenbewegungen an diese Veränderungen anzupassen. Diese Fähigkeit kann man sich als einfachste Form der Berührungs- und Kontaktsensibilität vorstellen“, die sich über biochemische Signalketten rasend schnell im Organismus verbreitet. Hier wirkt ein Naturgesetz, das Martin Grunwald **Kontaktgesetz** nennt.³

Schon beim Embryo antwortet das gesamte Zellensemble auf einen Druckreiz an den Lippen. „Bis zur 14. Schwangerschaftswoche wird sich die passive Berührungssensibilität auf alle Körperregionen ausdehnen und für *taktile* Reize empfänglich werden.“⁴ Und wenige Tage später hat der Fötus sein Bewegungsrepertoire meist vollständig entwickelt, d.h. er nimmt Lage- und Positionsveränderungen der Gliedmaßen und des Kopfes vor, Streckbewegungen des Körpers und Eigenberührungen des Gesichts, er kann die Hände öffnen, einzelne Finger bewegen. So gelingt es dem Fötus, ohne sehen zu können, seinen Daumen zum Mund zu führen und den Saugreflex zu stimulieren.

Am Ende haben sich drei Teilleistungen des Tastsinnsystems herausgebildet:

Die **Exterozeption**, „die es dem Organismus ermöglicht, von außen auf den Körper einwirkende physikalisch-chemische Ereignisse – zum Beispiel die Wärme der Sonnenstrahlen oder die Hautverformung durch einen Berührungsreiz – zu registrieren und neuronal zu verarbeiten.“ Die **Interozeption**, „die es dem Organismus erlaubt, den spezifischen Versorgungs- und Aktivierungszustand des gesamten Körpers und seiner Organe zu registrieren und neuronal zu verarbeiten – beispielsweise Schmerzen oder die Tätigkeit von Organen und Muskeln.“ Die **Propriozeption**, „dank derer der Organismus den Status und die Veränderung der räumlichen Lage des Körpers und der Gliedmaßen (einschließlich des Kopfes) in Bezug zu

³ Grunwald 2017, S. 25

⁴ Grunwald 2017, S. 25

sich selbst und in Relation zur Schwerkraft registrieren und neuronal verarbeiten kann. Beispiel: Positionswahrnehmung der Körperglieder in völliger Dunkelheit.“⁵

Nun ist ein Großteil der Arm- und Handbewegungen des Fötus auf den eigenen Körper gerichtet, besonders auf das Gesicht. Neurobiolog*innen vermuten dahinter eine lebensnotwendige Selbststimulation. Gesichtsberührungen nehmen z.B. in Korrelation zum subjektiv empfundenen Stresslevel der Mutter zu, ebenfalls häufiger sind sie bei Föten, deren Mütter rauchen. Sinnvoll erscheinen solche Befunde, wenn man davon ausgeht, dass diese Selbstberührungen zu einer „Veränderung des neurochemischen Zustands“ führen, dass sie also „eine physiologische und emotionale Beruhigung bewirken, was sich unter anderem in einer Verlangsamung der Herzfrequenz äußert.“ Der Fötus ist somit „den mütterlichen Stressoren nicht völlig hilflos ausgesetzt, sondern kann durch die aktive Stimulation seiner Gesichtshaut seinen neurophysiologischen Zustand teilweise selbst regulieren.“⁶ – Welche Erkenntnisse sich daraus für das Verständnis von Individuation ergeben, lässt sich noch nicht ermessen. Interessant ist jedenfalls, dass auch Erwachsene „im Laufe eines Tages ca. 400 bis 800 derartige Selbstberührungen“ ausführen und ein komplexes Verhaltensmoment zeigen, das sie „bereits als Föten generiert haben.“⁷

Die größte Tastsinneslernerfahrung des Fötus besteht darin, „den eigenen Körper und sich selbst wahrzunehmen und zu erkunden“. Er entwickelt ein neuronales Konzept seiner Körperlichkeit, das **Körperschema**. Seine zentrale Leistung ist „die sichere Beurteilung dessen, was an unserem Körper hinten und vorn, oben und unten ist“ und eine „räumliche und auch zeitliche Relation zwischen dem eigenen dreidimensionalen Körper und der dreidimensionalen Außenwelt herzustellen“.⁸ Dieses Körperschema ist wesentlich „für die biologische Reifung eines körperlichen Selbst und eines Ichbewusstseins“⁹, schreibt Grunwald. Leibphänomenologisch spreche ich weitergehend vom leiblichen Lot bzw. leiblicher Lotung, in der unser Selbstgefühl zum Ausdruck kommt.

Neben dem Körperschema entwickelt der Fötus ein weiteres internes Konzept, das sich „lebenslang im Gedächtnis verankern wird“¹⁰: Das Konzept von Nähe, hier primär durch das Eingebundensein in den Schutz- und Wachstumsraum der uteralen Umgebung. „Die Verknüpfung der umfassenden Körperberührung durch den Mutterbauch mit positiven Emotionen

⁵ Grunwald 2017, S. 253f.

⁶ Grunwald 2017, S. 35

⁷ Grunwald 2017, S. 36

⁸ Grunwald 2017, S. 42f.

⁹ Grunwald 2017, S. 44

¹⁰ Grunwald 2017, S. 45

wird sinnvollerweise zu einem *universellen* Konzept von Nähe.“ Einfach formuliert: „Etwas, das meinen Körper berührt, zugleich warm und weich ist, ist gut für meinen Körper.“¹¹ Das Nähekonzept ist Bedingung dafür, dass der Säugling nach der Geburt sofort positiv auf den Kontakt zur Mutter reagieren kann. Hilflos und extrem weltoffen, ist er auf die Fürsorge anderer angewiesen, auf wohlwollende Berührung durch ihre Körper, Blicke u. Ansprache.

Das Konzept der Ferne entwickelt sich erst mit der haptischen und oralen Exploration der äußeren Welt, zunächst im innigen Körperkontakt mit den Bezugspersonen, dann in kontinuierlicher Bezogenheit auf sie, etwa durch den gesuchten Blickwechsel, schließlich in größerer Distanz zu ihnen. Heranwachsende entziehen sich Zug um Zug dem Nahraum ihrer Eltern. Nichts schützen wir Erwachsenen dann so sehr vor unmittelbarem Kontakt durch Gewalt, Unachtsamkeit etc. wie unseren Körper. Andererseits fürchten wir aber auch das „Gegenteil von Nähe: die Einsamkeit – im körperlichen wie im emotionalen Sinn“ und suchen wohltuende Berührunginteraktionen. In jedem Lebensalter hinterlässt das Fehlen menschlicher Nähe „tiefe seelische Furchen“, schreibt der Haptikexperte Grunwald, „die im Säuglingsalter sogar zum Tod führen können.“¹² Die Berührungsempfindlichkeit des Tastsinnsystems hält indes bis ins hohe Alter an und selbst ein gradueller Verlust lässt sich ausgleichen.¹³

Körper und Leib: blinde Flecken der Philosophie

Bevor die Haptik-Forschung diese präzisen Ergebnisse vorgelegt hat, wurde in der Philosophie ein lange ausgeblendeter Phänomenbezirk virulent: der Leib mit seinen Regungen, Erfahrungen und Widerfahrnissen, also Angst und Schmerz, Hunger und Durst, Schreck und Ekel, Frische und Müdigkeit, Begehren und Trauer, Scham und Zorn, Mitgefühl etc.

Der spürbare Leib im Unterschied zum dinghaften Körper wurde anfänglich von Edith Stein, Edmund Husserl und Max Scheler entdeckt, dann von Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir und Maurice Merleau-Ponty, schließlich von Bernhard Waldenfels und Hermann Schmitz intensiv beforscht. Die geschlechtliche Differenzierung – ein weiterer blinder Fleck der Philosophie, der sich sogar in diesem Feld fortzusetzen drohte – haben zuerst Stein und Beauvoir erschlossen.¹⁴

¹¹ Grunwald 2017, S. 47

¹² Grunwald 2017, S. 47

¹³ Vgl. auch die Neuerscheinung von Rebecca Böhme 2019

¹⁴ Vgl. Gahlings 2016, S. 19-142

Berühren und Berührt Werden: eine Klassifikation leiblicher Berührungsmodi

Wie schon Schopenhauer herausarbeitete, ist der Körper sowohl Objekt unter anderen Objekten, Ding in der Dingwelt, zugleich aber stets spürbarer Leib. Tatsächlich handelt es sich um das einzige Objekt in der Welt, zu dem wir auch eine andere Zugangsweise, nämlich die subjektive haben. Dieser Umstand bedingt zahlreiche Berührungsmodifikationen. Edith Stein forderte ihre Studierenden auf, mit der Hand den Tisch zu berühren und die erfahrbaren ‚Sinnesdaten‘ zu beschreiben. Husserl regte an, bei ineinandergelegten Händen das Berühren und das Berührt Werden der einen bzw. anderen Hand zu erspüren. Welche Änderung ergibt sich erst, wenn meine Hand die Hand eines anderen berührt? Unsere Wahrnehmung kann taktil sein, wenn der Körper durch ein Ding der Außenwelt verformt oder berührt wird, oder haptisch, wenn wir selbst etwas berühren oder verformen; oder beides zugleich.

Dabei ist der Körper unentwegt mit irgendeinem Ding der äußeren Welt verbunden: der Körper, selbst Materie, berührt andere Materie, so will es die Gravitation. Meine Füße berühren den Boden, Ihr Becken berührt den Stuhl usw. – das ist uns nicht immer bewusst, weil das Tastsinnsystem und die anderen Sinne überwiegend unbemerkt funktionieren. Aber ich kann dorthin spüren, wo meine Füße den Boden berühren. Zu jedem Zeitpunkt habe ich auch ohne Zuhilfenahme der äußeren Sinne Kenntnis meiner räumlich ausgedehnten Form.

Berührungen fühlen sich unterschiedlich an und jede Sprache verfügt über zahlreiche Wörter, um Berührungsempfindungen wiederzugeben: Sie können weich, sanft, zart bis zärtlich, roh, rau, grob, schmerzhaft, angenehm, unangenehm etc. sein. Dort, wo wir berührt werden, bildet sich aus einer zuvor völlig eingeebneten Gemengelage eine Spürinsel heraus. Wir erfahren diese Region manchmal annähernd präzise abgegrenzt, etwa bei einem Insektenstich, meist präsentiert sie sich aber mit diffusen Rändern. Unser Spürvermögen endet auch nicht an der Grenze der Haut, sondern geht weit über diese hinaus.

In vielen Verrichtungen sind wir passiv und aktiv durch Phänomene von **Einleibung**¹⁵ mit der Dingwelt verbunden. Beim Anziehen spüren wir die Kleidung kurzfristig durch ihre Berührung auf der Haut, bald aber wird sie zu einer Art zweiten Haut. Weniger trivial sind objekt-hafte Erweiterungen des Spürraums. Der Philosoph und passionierte Motorradfahrer Matthew B. Crawford beschreibt, wie er durch die Reifen seines Gefährts die Beschaffenheit des Straßenbelags spürt und sein Fahrverhalten darauf abstimmt.¹⁶ Ähnliches wird von Sportler*innen oder Chirurg*innen in ihren jeweiligen Zeugzusammenhängen berichtet. Schon beim

¹⁵ Vgl. Schmitz 2005, S. 137ff.

¹⁶ Vgl. Crawford 2016, S. 86ff.

Kartoffelschälen erfolgt eine konzertierte dynamische Einleibung von Messer, Händen und Kartoffel, die im ganzen Leib mitschwingt. Intensiv und hochkomplex sind Einleibungen im Bewegungskontakt zwischen zwei Menschen, etwa beim Paartanz, oder mit Tieren, etwa beim Reiten.

In hervorgehobenen Leibesregionen, die Schmitz als **Leibesinseln**¹⁷ bezeichnet, finden Einverleibungen von Materie statt. Die orale Zone ist eine ausgezeichnete Region für das Spüren des leiblichen Dialogs von Enge/Weite und Spannung/Schwellung in der Aufnahme von Nahrung. Für die anale Zone sind Ausleibungen typisch. In der genitalen Zone der Frau kann sich eine ungeheure Bandbreite von Einleibung, Einverleibung und Ausleibung manifestieren.

Von den häufigen Selbstberührungen aller Menschen, bevorzugt im Gesicht, war schon die Rede. Ebenso berühren sich einzelne Leibesglieder ganz von selbst: die Beine sind übereinandergeschlagen, die Arme verschränkt, Finger, Augenlider und Lippen berühren sich. Wir werden durch körpereigene Flüssigkeiten berührt: Schweiß und Tränen strömen auf der Haut; ungefragt bahnen sich Menstruationsblut und Fruchtwasser ihren Weg; in Responsivität zum Säugling oder in emotionaler Rührung spritzt und tropft einer Stillenden zuweilen die Milch aus der Brust. Und wir berühren unseren Körper absichtsvoll, in der Körperpflege oder wenn wir uns kratzen. Indes kann man sich zwar nicht selbst kitzeln, aber zum Orgasmus führen.

Vielfältig berühren wir andere Menschen und wir werden von ihnen berührt, ob willkürlich oder unbeabsichtigt, wohltuend und intim, neutral, übergriffig oder gewalttätig. Für manche Leibesregionen gelten, etwa aufgrund ihrer besonderen Reaktionsfähigkeit, Berührungstabus, die nur unter besonderen Bedingungen aufgehoben werden. Auch für ganze Menschengruppen wurden bzw. werden Kontaktverbote ausgesprochen; dazu gehörten im christlichen Mittelalter z.B. Menstruierende und Wöchnerinnen oder in Indien die Kaste der ‚Unberührbaren‘. Allgemein gibt es entlang der in den Lebensformen ausgehandelten Vereinbarungen zahlreiche Berührungsetikette. Werden diese nicht beachtet, folgen Sanktionen bis hin zu strafrechtlicher Verfolgung. Der Begrüßungshandschlag entstand ursprünglich als eine Geste, bei der man sich wechselseitig versicherte, keine Waffe in der Hand zu haben. Dass bestimmte Berührungsformen auch Herrschaftsausübung bedeutet, z.B. in Klassen-, Rassen- und Geschlechterhierarchien, wird gerade wieder in der Me-Too-Bewegung offenkundig.

Auch ohne unmittelbaren körperlichen Kontakt, werden wir durch die Blicke, die Ansprachen, die Gefühle sowie das Leiden anderer berührt und erfahren, dass auch sie durch uns

¹⁷ Vgl. Schmitz 2005, S. 119ff.

berührbar sind. In leiblicher Resonanz mit der Um- und Mitwelt reagieren wir auf Halbdinge wie das Wetter, auf Klänge und Musik sowie auf Atmosphären aller Art in Natur und Kunst sowie auf Stimmungen, die wir in Menschengruppen und Behausungen vorfinden.

Wir interagieren durch Berührungen auch mit Lebewesen anderer Gattungen, unfreiwillig, teilweise angstbehaftet durch Koexistenz im Lebensraum, und absichtsvoll, wobei wir spezialistische Macht über die Freiheit und das Leben von Nutztieren ausüben oder Haustiere zur Befriedigung sozialer Bedürfnisse im körperlichen Nahbereich halten.

In allen Modifikationen von Berühren und Berührt Werden ist der Leib eine persönliche Situation, eingebettet in kollektiv gewachsene Lebensformen und eine biographische Genese, die durch individuelle Lotung Subjektivität konstituiert.

Subjektivität und leibliche Lotung

Wenn der Mensch seinen Körper ‚bewohnen‘, ja ‚erobern‘ lernt, so geschieht dies dadurch, dass er, anfänglich in mühsamen Ausrichtungsprozessen, sein *leibliches Lot* findet und *leibliches Selbst* wird. Dabei sind die Interaktionen des Tastsinnsystems mit den anderen Sinnen für eine Austarierung des Gleichgewichts bedeutsam, leibphänomenologisch verstehe ich darunter aber einen übergeordneten Phänomenbezirk, der auch das affektiv-emotionale Resonanzvermögen integriert, das den Leib subjektiv durchzieht. Es geht also noch um anderes als den Leib als ‚Nullpunkt der Orientierung‘ bei Stein und Husserl oder als ‚Gesichtspunkt aller Gesichtspunkte‘ bei Merleau-Ponty, auch um anderes als die ‚Theorie der Leibesinseln‘ bei Schmitz oder die ‚Situations- und Positionsräumlichkeit‘ bei Waldenfels.¹⁸

Die leibliche Lotung betrifft die Weise, wie der Mensch sich in seiner Stimmung, als leiblich erstreckter Raum und im Raum, präziser auf dem Boden, mit den Dingen und mit den anderen Lebewesen in seiner Umgebung spürt. Mit Blick auf die an Widerständen erfolgende Ausrichtung beruht die leibliche Lotung auf Einleibung, getragen durch die Einpassungen in die Lebensform und individual-biographische Erfahrungen, die sich im Leibgedächtnis anlagern. So verweist das leibliche Lot auf die von Schmitz bezeichnete ‚leibliche Ökonomie‘¹⁹, das In-der-Mitte-Stehen zwischen Enge und Weite, zwischen personaler Regression und personaler Emanzipation, und drückt als basale leibliche Disposition die durch aktuelle Befindlichkeit eingefärbte Haltung des Menschen zu sich und zur Welt aus.

¹⁸ Vgl. Gahlings 2016, S. 116ff.

¹⁹ Vgl. Schmitz 1995, S. 115ff.

Die vor Freude hüpfenden Kinder, die leichtfüßig ‚schwebenden‘ Verliebten, der hochfahrende Zornige, die niedergedrückte Traurige, sie alle loten nicht nur eine Körpermasse aus, sondern fühlen ihren Leib in situativer Lotung. Zugleich sind sie prinzipiell offen, ja anfällig für spontane Änderungen ihrer Lage. So kann die stolz geschwellte Brust und der triumphale Gang eines Studenten, der gerade seine Masterprüfung bestanden hat, schlagartig weichen, wenn er in einen Raum hereinplatzt, in dem sich eine Trauergemeinschaft versammelt hat. So kann ein schwer an seinem Leib schleppender Betagter sich mit einem Mal aufrichten, wenn er die heitere Stimme seiner Enkelin hört. Und so mag eine Frau, die zu später Stunde in eine Kneipe kommt, um Hilfe bei einer Autopanne zu erfragen, sich sehr unbehaglich fühlen, wenn sie von den Blicken betrunkenener Männer auf ihre Weiblichkeit hin taxiert wird. Möglicherweise ist ein Mensch aber durch intergenerationale Vorbelastungen, persönliche Traumatisierungen oder kulturelle Zwangslagen nur bedingt ansprechbar oder selektiv aufgeschlossen für atmosphärische Eindrücke. Derartige Imprägnierungen der Resonanzfähigkeit können eine solche Tragweite haben, dass man Situationen nicht adäquat einschätzt und sogar in Gefahr gerät oder Wiederholungsmustern verfällt.

In leiblicher Lotung manifestiert sich allgemein die Grund- und Hintergrundtönung der verschiedenen Lebensformen. Unsere ‚zivilisierte‘ Sitzkultur führt zum Beispiel häufig zur Ausbildung starrer Leibesinseln (steifer Nacken, hochgezogene Schultern, eingeschnürte Brust oder eingedrückter Oberbauch). Mit den typischen Haltungsschäden gerät man dann schon bei trivialen Gleichgewichtsaufgaben leicht ins ‚Schwanken‘. Das wirkt sich zweifellos, sogar in geschlechtertypischen Feindifferenzierungen auf das Selbstgefühl aus. Fehlhaltungen oder Verspannungen können wiederum durch Körper- und Atemtraining, Gleichgewichts- und Symmetrieübungen, aber eben auch durch Berührt Werden, etwa in Massagen gelockert werden. Durch leibliche Responsivität entfaltet sich in ungemein enger Verwobenheit z. B. von Körperhaltung, Atmungsverhalten und Gefühlsdisposition die für bestimmte Lebensformen und Zeitalter typische leibliche Integrität.

So erwähnt auch Schmitz leibliche Zustände, die durch Anmutungen verursacht sind, wie die „weitverbreitete Verstimmung“ „in der naßkalten Übergangszeit des Jahres mit den Merkmalen: Mattheit, Mißmut, reizbare Schwäche, Wankelmut“. Er spricht ferner von „relativ homogene[n] leibliche[n] Dispositionen“, die „kollektiv, in Menschengruppen“ auftreten, sowie von „spontane[n] kollektive[n] Umstimmungen“, „die durch Veränderung des leiblichen ‚Klimas‘“ in einem Zeitalter oder einer Generation die „Gestaltungskraft und spezifische

Resonanzfähigkeit beeinflussen“.²⁰ Die leibliche Integrität ist immer schon geschichtlich (Körper als Speicher) und schreibt stetig Geschichte fort (Habitus als lebendes System). Sie kann mit Pierre Bourdieu gedeutet werden als labile Einheit zwischen einverleibtem Sozialem und sozialisierter Leiblichkeit.²¹ Der Mensch hat an den sozialen Determinanten nicht selbst mitgewirkt, bevor sie sich ihm inkorporierten, und ebenso wenig kann er den Resonanzboden abstreifen, der sein Erleben vorzeichnet. Daher wirken hier unentwegt individuelle Vermittlungs- und Anpassungsprozesse in einer zugleich strukturierenden wie strukturierten Struktur.

Damit sind Prozesse beschrieben, die in allen Lebensformen ausschlagen, so dass, wie Rahel Jaeggi geltend macht, durch kollektive Willensbildung bereits Entscheidungen darüber getroffen wurden und immerzu werden, wie man zu leben hat, also welche Selbstgefühle, Reflexionsweisen und Lebenskompetenzen, welche somatischen Kulturen und Berührungsetikette, welche Leibbeziehungen etc. sich zugunsten anderer herausbilden sollen und das betrifft zugleich Verfügungen darüber, welche Entfaltung den menschlichen Fähigkeiten eingeräumt werden. Und da sich solche ‚Entscheidungen‘ nachbuchstabieren und auf ihre normativen Implikationen hin examinieren lassen, zielt eine Kritik von Lebensformen auf „die innere Gestalt jener Institutionen und überindividuellen Zusammenhänge, die unser Leben formen und innerhalb derer sich unsere Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten erst ergeben“.²² Die „öffentliche und auch philosophische Reflexion über Lebensformen“ ist also, nach Jaeggi, „weniger eine problematische Intervention in nicht zu hinterfragende Residuen individueller oder kollektiver Identität als vielmehr die Bedingung der Möglichkeit einer Transformation und Aneignung der eigenen Lebensbedingungen.“²³

Mit einer solchen Motivation sind dereinst auch das weibliche Emanzipationsstreben, die politischen Frauenbewegungen und die feministische Frauenforschung angetreten, um die Zurichtungen der geschlechtlichen Existenzweise offenzulegen, wozu mancherorts auch heute noch, neben den zahlreichen Exklusionen, die Erlaubnis zur Züchtigung und andere Verletzung der leiblichen Würde am weiblichen Körper gehören. In allen Kulturen waren und sind gerade die geschlechtlichen Differenzierungen mehr oder weniger intensiv bearbeitete Felder für die Konturierung der Lebensformen. Über geschichtlich gewachsene Anmutungen und Atmosphären kommen sie dann auch in der leiblichen Lotung von Individuen zum Tragen.

²⁰ Schmitz 1995, S. 128

²¹ Vgl. Bourdieu 1993

²² Jaeggi 2014, S. 11f.

²³ Jaeggi 2014, S. 12

Geschlechtskörper, Geschlechtsleib, Geschlechtsidentität

An der Theorieentwicklung von der feministischen Frauenforschung über die Genderstudies hin zu *Postgender* ist indes bemerkenswert, dass gerade jene Lebens- und Erfahrungsweisen aus dem Blick geraten, die nach wie vor, oder sogar auf neue Weise mit Geschlechtlichkeit verbunden sind und ernste Fragen im Bereich von Ethik, Politik und Lebenskunst aufwerfen.²⁴ Als Phänomenologin sehe ich daher die Notwendigkeit einer Revitalisierung des Wissensfeldes Geschlecht mit Blick auf bedeutsame Erfahrungen, die in *Gendergesellschaften* gemacht werden. Dabei begreife ich Geschlecht als fragiles Resultat natürlicher Ausprägung und kultureller Einwirkung. Ich gehe von einem Geschlechtsleib aus, der sich komplex habitualisiert. Mit der Bezugnahme auf Geschlechterdifferenzen nehme ich also zur Kenntnis, dass sich eine biographisch gewachsene Geschlechtsidentität – auch wenn sie sich nach der Theorie Judith Butlers²⁵ als Folge einer ‚Diskurs-Blase‘ erweisen sollte – nicht mit einem kognitiven Geniestreich abschütteln lässt, sondern ausgesprochen eindrucksvoll unsere Haltung zur Welt, unser leibliches Erleben und unser zwischenmenschliches Verhalten prägt.

So zeigt sich ‚Weiblichkeit‘ bei einem als Frau geborenen Menschen ebenso wie bei einer transvestitisch inszenierten Frau oder einer männlich-zu-weiblich-Transsexuellen. Schon mit Schopenhauers Unterscheidung zwischen dem Körper als Objekt unter Objekten, und dem Leib als Ort subjektiven Erlebens kann man auf die körperliche Erscheinung und die Leiberfahrungen dieser Menschen Bezug nehmen. Alle drei repräsentieren irgendwie das Klischee Frau, doch ihre Körper, ihre leiblichen Erfahrungen und die Genese ihrer Geschlechtsidentitäten sind verschieden. Der eine Frau mimende Transvestit und die männlich-zu-weiblich-Transsexuelle sind nicht als Frauen aufgewachsen. Sie haben weder biographische Umbrüche wie das Brustwachstum (Thelarche) oder die erste Menstruation (Menarche) durchlaufen, noch waren sie den Menstruationen mit ihren hygienischen Implikationen, der Fruchtbarkeit mit ihren Unwägbarkeiten oder einer Schwangerschaft ausgesetzt. Der Transvestit kann die nach Geschlechterstereotypen simulierte Frauenerscheinung und das ‚weibliche‘ Gehabe wieder ablegen. Der männlich-zu-weiblich transsexuelle Mensch hat einen ‚weiblichen‘ Körper, der selbst nach invasiven Manipulationen nicht menstruieren oder fruchtbar sein wird.

Gerade weil Geschlechtsidentitäten stets auf eine etablierte Geschlechtermatrix reagieren, die auch Körper und körperliche Vorgänge interpretiert, kann eine Erschließung der Leiblichkeit zum Verständnis der Vielfalt von Erlebnisweisen, Lebensmöglichkeiten und Leidensformen

²⁴ Vgl. Gahlings 2017

²⁵ Vgl. Butler 1991

beitragen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sind nicht nur wissenschaftlich und für die medizinische sowie therapeutische Praxis, sondern ebenso gut lebensweltlich relevant, denn Menschen, die einander verstehen, können sich besser aufeinander beziehen und die gemeinsame Lebenswelt gestalten – dies war und ist das Ziel jedes seriösen Feminismus.

In phänomenologischer Perspektive wird jedenfalls deutlich, dass sich sowohl *Sex* als auch *Gender* leiblich ausprägen. Nicht nur die Natur, auch die Kultur ist in dem Sinne Schicksal, als sie sich in Leiblichkeit verankert. So hat die Bewertung der Menstruation Einfluss darauf, was Frauen bei diesem körperlichen Vorgang erleben und wie sie von anderen darin wahrgenommen werden. Eine solche geschlechtsspezifische Situation, die von einem heteronormativen Überbau getragen wird, lässt sich nicht ohne weiteres ‚wegfühlen‘, zumal sie in langer Überlieferung von Zumutung, ja sogar Zwang gezeichnet ist. Der biographisch gewachsene *Geschlechtsleib* wird gerade nicht in beliebiger oder gar frei wählbarer Weise erfahren. Er bezeichnet neben *Sex* und *Gender* eine wesentliche Dimension geschlechtlicher Existenz. Ich möchte daher kurz eine mögliche Rekonstruktion der Geschlechterdifferenzen zeigen:²⁶

Der **Geschlechtskörper** präsentiert sich in seiner äußeren Form als ein sinnlich wahrnehmbares Ding. Dem Säugling ist sein Geschlecht weder im Gesicht noch an den Gliedmaßen oder am Oberkörper anzusehen. Am nackten Körper zeigen sich aber verschieden geformte Genitalien mit einer unterschiedlichen Anzahl von Körperöffnungen. Der weibliche Körper hat im Vergleich zum männlichen – und je nachdem auch zum intersexuellen – eine zusätzliche Öffnung. In geschlechtstypischen Wachstumsprozessen entwickeln sich unterschiedliche Körperproportionen. Der weibliche Körper bildet mit den Brüsten sogar neue Körperteile aus. Zudem sind die sexuellen Körperreaktionen verschieden.

Zwischen dem zweiten und fünften Lebensjahrzehnt kann sich der weibliche Körper von anderen Geschlechtskörpern noch auf andere Weise erheblich unterscheiden, und zwar erstens durch Ausscheidung von Flüssigkeiten: Blut, Sekrete und Fruchtwasser an der vaginalen Öffnung, außerdem Milch an beiden Brüsten; zweitens durch Ausdehnungen im Bauch- und Brustbereich (Gravidität, Laktation) und drittens durch Ausscheidung fester Substanzen an der vaginalen Körperöffnung (Kindskörper, Plazenta).

Mit Blick auf Geschlechtsumwandlungen, die am Körper Spuren hinterlassen, ist von mindestens fünf Geschlechtskörper-Typen auszugehen: weiblich, männlich, divers, männlich-zu-

²⁶ Vgl. Gahlings 2016a und Gahlings 2016b

weiblich- sowie weiblich-zu-männlich-transsexuell, und zwar in der Dimension dessen, was sich an nackten Körpern und ihren Öffnungen in der Perspektive ihrer Dinghaftigkeit zeigt.

Mit der **Leiblichkeit** rücken Erlebnisse eines Ich in den Blick, das den Körper ‚bewohnt‘, ihn spürt, sich von ihm betroffen lässt, in gewisser Weise auch ihm ausgeliefert ist. Geschlechtskörper unterliegen unterschiedlichen leiblichen Lotungsverfahren. Die weiblichen Brüste und das männliche Genital erfordern schon als ‚fleischliche Massen‘ je andere Lotungen, die auf das eigene Spüren ebenso Einfluss haben wie auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung. Für den **Geschlechtsleib** ist von Belang, wie sich Körperhaltungen, Atmungsmodi und Gefühlsdispositionen auswirken. Insofern Menschen in *Gendergesellschaften* sozialisiert werden, lässt sich von geschlechtsspezifischer Lotung auch in Bezug darauf sprechen, wie sie in gruppen-spezifische Gefühlslagen hineinwachsen, entsprechende Habitusformen und Berührung-interaktionen ausbilden.

Der weibliche Leib ist in der Genese bestimmter Erfahrungen seinem Subjekt anders gegeben als der männliche, inter- oder transsexuelle. Geschlechtsspezifische Leiberfahrungen haben typische Verlaufsformen, die einen Rahmen für das individuelle Spüren vorzeichnen. Im weiblichen Erleben sind Brust, genitale Zone und Unterleib geschlechertypische Leibesinseln, deren Regungen sich mitunter ganzleiblich und untereinander korrespondierend auswirken, z.B. in dem Berührungserlebnis beim Stillen. Für den männlichen, inter- und transsexuellen Leib sind andere Leibesinseln von Bedeutung, wobei sich bei Geschlechtsumwandlungen im Zuge chirurgischer und endokrinologischer Verfahren das Spürfeld stark verändern kann.

Die unterschiedlichen Erlebnisweisen haben körperliche Referenten und leibliche Verankerungsregionen, und sind den Gegebenheiten der Lebensformen geschuldet. Die Prozesse des *Gendering* sind vielfältig, sowohl offenkundig als auch häufig subtil. Sie treffen den Menschen vom Beginn seines Lebens, begleiten seine Entwicklung und prägen sein Selbstgefühl. Die durchaus fluide **Geschlechtsidentität** entfaltet sich an den Achsen von Körper, Leib und Diskurs. Sie ist beeinflusst von *Genderkreationen* aus allen Bereichen der Gesellschaft und konstituiert sich in biographischer Genese, stets bezogen auf die etablierten Identitätszuweisungen für die Geschlechter, also einen intra- und interkulturell höchst variablen Katalog von Verhaltensweisen, Rechtssetzungen, Lebensbedingungen. Dazu gehört der Sexualstatus, in dem die individuellen Erfahrungen von Sexualität zugerichtet werden, leibliche Erlebnisse, die sowohl *sexed*, also physisch, als auch *gendered*, also sozial vergeschlechtlicht sind.

Die Anzahl möglicher, auch temporär inkorporierter Geschlechtsidentitäten würde sich verändern, wenn man nicht nur den Körper einbezieht, sondern mit den Leiberfahrungen auch die

Varianten des Begehrens, der sexuellen Orientierung und Objektwahl, des Liebes- und Sexualverhaltens, der Gefühlsbindungen und Beziehungsvarianten, der Inszenierungsformen sowie die in Chromosomen, Keimzellen und Genen heute feststellbaren Geschlechter-Schattierungen. Eine an der persönlichen Situation orientierte Leibphänomenologie vermag diese *Gender*-Komplexität durchaus zu erfassen und kritisch zu durchleuchten. So können die Spielräume für die Entfaltung individueller Geschlechtsidentitäten erweitert werden, wie sich in *genderreflektierten* Gesellschaften bereits zeigt. Lebensformen haben also Einfluss darauf, ob und wie stark geschlechtliche Leiberfahrungen in der Identitätsbildung ausschlagen.

Kritik der Lebensformen

Grundsätzlich kann man eine Lebensform daraufhin befragen, ob in ihr im guten Sinn zu leben ist, ob das Leben in ihr gelingt. Nun ist aber für alle Lebensformen anzuerkennen, erstens dass Menschen in sie hineingeboren werden, ohne sie selbst ausgewählt und mit entwickelt zu haben, und zweitens, dass Menschen insbesondere durch ihre Leiblichkeit an unhintergehbare Existenzbedingungen gebunden sind – beides ist auf der Seite der Faktizität zu verbuchen. Heranwachsende kommen aber zu einem Selbstverhältnis und beziehen Stellung zu der Lebensform, in der sie sich vorfinden. Sie entwerfen sich in, mit oder auch gegen sie, und das ist unter Umständen mehr oder weniger möglich.

Dass es überhaupt möglich ist, selbst in der schärfsten Gefährdung und Verweigerung individueller Um- und Mitgestaltung, hat Hannah Arendt mit dem Paradigma der *Natalität* deutlich gemacht, indem sie den Menschen als *Initium* bestimmte.²⁷ Dass es möglich sein sollte, und dass alle Menschen und die Regierungen eine moralische Verpflichtung dazu haben, Menschen ihr dadurch zum Ausdruck kommendes Menschsein zu ermöglichen, hat Martha Nussbaum mit ihrem *Capability-Approach* deutlich gemacht.²⁸ Zu den Fähigkeiten, die ein Mensch entfalten können soll, gehört u. a. die Fähigkeit, eine Vorstellung des Guten zu entwickeln und kritische Überlegung zur eigenen Lebensplanung anzustellen sowie die Fähigkeit, sein eigenes Leben und nicht das eines anderen zu leben.

Aus der Möglichkeit, initiativ zu werden, und aus der Fähigkeit ein eigenes Leben zu leben, ergibt sich generell, dass Lebensformen keine Naturgewächse sind, sondern „fluide, historisch variable und gestaltbare Gebilde“.²⁹ Gleichwohl fassen sie „das Handeln des Einzelnen ein“.

²⁷ Vgl. Arendt 2007

²⁸ Vgl. Nussbaum 1999

²⁹ Jaeggi 2014, S. 188

Lebensformen lassen „uns handeln“, sie prägen und begrenzen also die verfügbaren Optionen.³⁰ Als überindividuelle Praxiszusammenhänge strukturieren sie das Handeln der Einzelnen, aber sie werden auch von ihnen mitgestaltet und geschaffen. In diesem Wechselverhältnis lassen sich Lebensformen nach Jaeggi als „lernende Lernumgebungen“³¹ auffassen: Es kann in ihnen gelernt werden und dadurch lernen sie selbst, insofern sich Erfahrungen, Interpretationsmuster, Rationalitätsformen etc. in ihnen anlagern.

Konsequenzen

Eine leibphänomenologisch fundierte Aneignung und Transformation von Lebensformen dahingehend, dass das Leben im guten Sinn gelingt, findet in der leiblichen Responsivität ihren Dreh- und Angelpunkt. Aus dem Wissen um das elementare Tastsinnsystem und um die subjektiven Tatsachen in der Genese und Stabilität des leiblichen Selbst lassen sich zahlreiche Konsequenzen ziehen. Eins ist klar: Menschliches Leben ist Widerfahrnissen ausgesetzt und der Mensch muss sich gerade in dem bewähren, was ihm unverfügbar zukommt. Jedoch gilt es, die Bedingungen für die Lebenspflege so zu gestalten, dass der Mensch sich Spielräume erschließen kann, um auch das Schicksalhafte zu integrieren, und das bedeutet, den Umgang mit sich selbst, den Mitmenschen und vor allem den Heranwachsenden mit Blick auf vermeidbares Leiden kritisch zu durchdenken.

Bedeutende Möglichkeiten bestehen hier in den Eltern-Kind-Interaktionen am Lebensbeginn. Hier ist durch die atomosphärische Gestaltung der Gebäreinrichtungen, das Rooming-In, die Förderung des Stillens und des Bondings, auch bei Frühgeborenen, sowie durch das Wissen um die Bedeutung des Körperkontakts Manches erreicht. Auch die strafrechtliche Verfolgung von Körperstrafen und Missbrauch hat eine positive Wirkung auf das Kindeswohl. Es ist aber noch mehr möglich, gerade was im Zeitalter digitaler Aufmerksamkeitsmagneten das rechte Maß an fürsorglicher Zuwendung durch Blick, Ansprache und körperliche Berührung betrifft.

Weitere Möglichkeiten können im nicht-elterlichen, erzieherischen Kontext beispielsweise in einer an Hartmut Rosa orientierten Resonanzpädagogik zum Tragen kommen.³² Erziehende können ihre interpersonalen Kompetenzen stärken und Lernumgebungen so verbessern, dass der leiblichen Lotung mehr Freiraum gewährt wird, dass die Emotionen in Reflexionen und

³⁰ Jaeggi 2014, S. 70

³¹ Jaeggi 2014, S. 330ff.

³² Vgl. Rosa 2016 und Rosa/Endres 2016

Übungen bewusster werden, dass z.B. in Naturerfahrungen oder handwerklichen Verrichtungen das Spürvermögen und die haptischen Fähigkeiten entfaltet werden und Vieles mehr.

In medizinischen, therapeutischen und pflegerischen Kontext kann die Kenntnis der leiblichen Responsivität, der Bedeutung leiblicher Präsenz und der Steigerung des Wohlbefindens durch eine die Würde respektierende Berührung vielfach zur Geltung kommen. Im Leipziger Haptik-Labor erforscht man derzeit u.a. die Wirkung von Massagen auf Menschen mit depressiven Erkrankungen, von Neoprenapplikationen bei Patientinnen der Anorexia nervosa, von Schutzwesten mit Körperdruckwirkung bei Kindern mit ADHS-Diagnose, von Körperstimulation bei Schreibabys und Frühgeborenen. Auch die Wirkung der Arbeit von Körpertherapeutinnen auf ihr haptisches System und ihre Spürfähigkeit wird untersucht.

Leibphänomenologische Erkenntnisse finden in der Philosophischen Praxis vielfach Anwendung, zum Beispiel, auf der Grundlage einer Offenheit für mutuelle Empathie³³ und vitales Mitgefühl³⁴, in der solidarischen Partizipation sowie in der kognitiven und affektiven Kommunikation im persönlichen Gespräch, oder sogar explizit durch Übungen zum leiblichen Lot, einzeln oder gemeinsam, um die Wahrnehmungs- und Interaktionskompetenz zu vertiefen. Überhaupt kann eine bewusste Erweiterung des Tastsinns sowie des Spür- und Einfühlungsvermögens das persönliche Leben erheblich bereichern.

Hier ergeben sich ferner Fragen zur Lebenskunst, die den Widerfahrnischarakter, also die pathischen Seiten unserer Existenz und die Spielräume für die Selbstfindung betreffen. Im engeren Sinne geht es dann z.B. um die Pflege unserer Leibbeziehung, um die Aufgabe Leib-sein-zu-können³⁵, ohne den Imperativen einer Selbstbemächtigung oder gar Selbstaussbeutung allzu sehr zu verfallen, es geht um den Umgang mit unserer Geschlechtlichkeit und mit der Geschlechtlichkeit der Anderen, das Dasein in der Natur, das Leben mit Technologien, auch um lebensrelevante Entscheidungen im Kontext von Krankheit, am Lebensbeginn oder -ende.

Die ethischen Implikationen und Konsequenzen sind gravierend, wenn man erkannt hat, wie heilsam authentische Bezogenheit und angemessene Berührungen wirken und wie verheerend übergriffige Nähe, Gewalt oder Kontaktlosigkeit das seelische Gleichgewicht tangieren. Es bedeutet viel, unsere Bedürftigkeit und Verletzlichkeit, unsere Berührbarkeit und Ausgesetztheit, unser Angewiesensein auf andere anzunehmen und dieser nicht nur im persönlichen Leben, sondern in der Gestaltung unserer Lebensform zum Guten hin Rechnung zu tragen.

³³ Vgl. Staemmler 2009

³⁴ Vgl. Bennent-Vahle 2013

³⁵ Vgl. Böhme 2003 und Böhme 2019

Literaturverzeichnis

- Arendt, H. (2007). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Zürich: Piper.
- Bennent-Vahle, H. (2013). *Mit Gefühl denken. Einblicke in die Philosophie der Emotionen*. Freiburg, München: Karl Alber.
- Böhme, G. (2003). *Leibsein als Aufgabe*. Kusterdingen: Die Graue Edition.
- Böhme, G. (2019). *Leib. Die Natur, die wir selbst sind*. Berlin: Suhrkamp.
- Böhme, R. (2019). *Human Touch. Warum körperliche Nähe so wichtig ist. Erkenntnisse aus Medizin und Hirnforschung*. München: C. H. Beck.
- Bourdieu, P. (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Crawford, M. B. (2016). *Die Wiedergewinnung des Wirklichen. Eine Philosophie des Ichs im Zeitalter der Zerstreuung*. Berlin: Ullstein.
- Gahlings, U. (2016a). *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen (2. Ausg.)*. Freiburg, München: Karl Alber.
- Gahlings, U. (2016b). Phänomenologie weiblicher Leiberfahrungen. In H. Landweer, & I. Marcinski (Hrsg.), *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes* (S. 91-112). Bielefeld: Transcript.
- Gahlings, U. (2017). Leib ohne Geschlecht? Postgender aus phänomenologischer Sicht. In S. Volke, & S. Kluck (Hrsg.), *Körperskandale. Zum Konzept der gespürten Leiblichkeit* (S. 116-139). Freiburg, München: Karl Alber.
- Grunwald, M. (2017). *Homo Hapticus. Warum wir ohne Tastsinn nicht leben können*. München: Droemer.
- Jaeggi, R. (2014). *Kritik von Lebensformen (2. Ausg.)*. Berlin: Suhrkamp.
- Nussbaum, M. (1999). *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2016). *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, H., & Endres, W. (2016). *Resonanzpädagogik: Wenn es im Klassenzimmer knistert*. Weinheim: Beltz.
- Schmitz, H. (1995). *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie (2. Ausg.)*. Bonn: Bouvier.
- Staemmler, F.-M. (2009). *Das Geheimnis des Anderen - Empathie in der Psychotherapie. Wie Therapeuten und Klienten einander verstehen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thadden, E. v. (2018). *Die berührungslose Gesellschaft*. München: C. H. Beck.